

# Blumen für den Giganten

Erst die Strafe qualifizierte den Stadtkämmerer

Gelsenkirchen

In den Augen der Gelsenkirchener Obrigkeit ist diese Geschichte keine Geschichte. Selbst wenn die 36 regierenden Sozialdemokraten (gegen 19 Ratsherren von der CDU) sich bemühen, beide Augen offen zu halten, können sie daran nichts Bemerkenswertes, geschweige denn etwas Ehrenrühriges erkennen.

„Hier in der Öffentlichkeit“, sagt der Ratshausprecher Hugo Lichte, „gilt Dr. König als völlig untadeliger Mann.“ Nicht ganz: Die „Buersche Zeitung“, ein meinungsfrohes Heimatblatt, das nach der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“ am häufigsten im Gelsenkirchener Gebiet gelesen wird, legt Wert darauf, sich von dieser allgemeinen Übereinkunft im „Fall Dr. König“ auszuschließen. „Man muß zugeben“, schrieb Chefredakteur Harald Wilke, „die Stadt Gelsenkirchen versäumt in ihrer angespannten wirtschaftlichen und finanziellen Situation wirklich keine Gelegenheit, etwas für ihr ‚Image‘ zu tun, und sei der Weg auch noch so ausgefallen: In Kürze wird sie die einzige große Gemeinde in der Bundesrepublik sein, deren Oberstadtdirektor von sich sagen kann, er sei wegen Steuerhinterziehung und Untreue im Amt vorbestraft.“

Dr. Hans-Georg König, 47 Jahre alt, seit 1956 Stadtkämmerer von Gelsenkirchen, wurde am 8. April gegen die Stimmen der CDU zum neuen Oberstadtdirektor gewählt. Vor vier Jahren, am 28. Februar 1964, war er im „Schalke-Prozeß“ von einer Strafkammer des Essener Landgerichts „wegen fahrlässiger Verkürzung der Lohnsteuer, fortgesetzter Hinterziehung der Vergünstigungssteuer und fortgesetzter Untreue im Amt“ zu einer Geldstrafe von 4000 Mark an Stelle einer an sich verwirkten Gefängnisstrafe von zwei Monaten und zwei Wochen verurteilt worden. König war zu dieser Zeit nicht nur Stadtkämmerer, sondern auch Vereinsvorsitzender von „Schalke 04“, dem Gelsenkirchener Lokalheiligtum und siebenfachen deutschen Fußballmeister. Für Schalke-Patrioten erklärt und rechtfertigt dieser Zusammenhang im Falle König vieles, wenn nicht alles. Denn in Gelsenkirchen heißt es immer noch: „daß nicht schlecht sein kann, was für den Klub getan wird.“

1958, zwei Jahre, nachdem König aus Wuppertal gekommen war und die städtischen Finanzgeschäfte von Gelsenkirchen übernommen hatte, hatten ihn die Spitzen von Rat und Verwaltung gedrängt, den Vorsitz von Schalke zu übernehmen. Das ist im sportfreudigen Gelsenkirchen schon immer Tradition gewesen: Die Stadtbeamten haben die Ehrenpflicht, sich im Privatleben aktiv um die Vereine zu kümmern und sie zu fördern. Von König versprochen sich die Stadtväter, daß er als fähiger Finanz- und Verwaltungsfachmann Mittel und Wege finden würde, um dem FC Schalke aus seinen chronischen Finanzkalamitäten zu helfen. Während seiner Amtszeit wurden bei einer Steuerprüfung im Verein Unregelmäßigkeiten aufgedeckt. „Gemogelt wurde aber nur“, so hieß es hinterher, „weil Schalke 04 ernstlich gefährdet war.“ Um die Spieler zu halten und neue zu kaufen, waren ihnen entgegen dem Vertragsspielerstatut, das durch die Gründung der Bundesliga ein paar Jahre später revidiert wurde, ansehnliche Summen aus einer „schwarzen Kasse“ bezahlt worden. Das Geld war durch Steuermanipulationen erübrigt worden, die der Stadtkasse 75 000 Mark Verlust zufügten. Als Stadtkämmerer hatte König 1960 einen Erlaß herausgegeben, der ihm als Vereinsvorsitzender erlaubte, sich die Vergünstigungssteuer von der Steuerbehörde stunden zu lassen. Außerdem waren Eintrittskarten zu Schalke-04-Spielen falsch abgerechnet worden.

All das bekümmerte die Richter in Essen da-

mals mehr als die Stadtoberen von Gelsenkirchen. Obwohl das Gericht den Angeklagten bescheinigte, daß sie nicht aus Eigennutz gehandelt hatten, sondern lediglich aus „falsch verstandener Sportbegeisterung“, fühlten sich die Gelsenkirchener ungerecht behandelt. Nach der Verurteilung wurden König Blumen überreicht und ein Stadtrat sagte über ihn: „So einen Giganten haben wir noch nicht gehabt.“

Daß die Essener Richter so unrecht nicht geurteilt hatten, bestätigte noch im gleichen Jahr der Bundesgerichtshof, der die gegen das Urteil eingelegte Revision verworf. Hans-Georg König wurde von seinem Amt als Stadtkämmerer suspendiert und auf halbe Bezüge gesetzt. „Das war doch eine sehr saubere und anständige Haltung“, kommentiert Sprecher Hugo Lichte das Verfahren der Stadt, das bei jedem anderen straffällig gewordenen Beamten nur selbstverständlich gewesen wäre. Gleichzeitig erhielt König einen Posten im Aufsichtsrat der Steinkohlenbergwerk Friedrich Heinrich AG Kamp-Linfort, den er heute noch bekleidet.

Im Sommer 1964 kam der Stadtkämmerer mit Genehmigung von Nordrhein-Westfalens Innenminister Willy Weyer und dem Regierungspräsidenten als Aufsichtsbehörden wieder ins Amt. Von dem Disziplinarverfahren, das stattgefunden hatte, erfuhr die Öffentlichkeit wenig. Er war zu einer geringen Geldstrafe verurteilt worden. Sensiblere Gemüter hatten schon damals ihre Bedenken gegen einen vorbestraften Kämmerer angemeldet. Doch die Stadt, die ihn „auf Grund seiner vernünftigen und zurückhaltenden Ausgabenpolitik“ schätzte, ließ ihn nicht fallen. Auch Dr. König selbst muß wenig Bedenken gehabt haben. Denn als jetzt der Posten des obersten Stadtbeamten frei wurde, bewarb er sich. Die SPD-Fraktion machte ihn zu ihrem Kandidaten, obwohl noch fünf andere Bewerber vorhanden waren.

Der uneingeweihte Beobachter sollte denken, daß diese Entscheidung eine Chance für die Opposition gewesen wäre, die angesichts der überwältigenden SPD-Mehrheit im Rat sonst wenig zu melden hat. Doch nichts dergleichen: Der CDU-Fraktionschef Günther Volmer: „Dr. König gehört doch zum Orden der Schalke-Geschädigten. Sein einmaliges Versagen war auch schon deswegen kein Grund zur Opposition, weil die Aufsichtsbehörde keinen Einspruch eingelegt hat.“ Überdies hatte er die Erfahrung gemacht, „daß die Anprangerung der SPD-Personalpolitik in Gelsenkirchen bei den Wahlen keine Blumenpötte bringt.“

So ergriff nur Chefredakteur Harald Wilke von der „Buerschen Zeitung“ das Wort. Als Oberstadtdirektor, so überlegt er, ist König Disziplinarvorgesetzter für alle städtischen Beamten. Ist Dr. Königs Ruf so untadelig, daß er einen seiner Untergebenen Vorwürfe wegen einer Verfehlung machen könnte? Oder: Was wäre wohl einem „kleinen Beamten“ geschehen, der sich der gleichen Vergehen wie Dr. König schuldig gemacht hätte? Oder: Ein Jurastudent wird nicht zum Examen zugelassen, wenn er eine Vorstrafe hat... „Jeder verwirtschaftet sein Ansehen und Vertrauenskapital so gut er kann“, schrieb er für seine Leser. „Weite Kreise der Bevölkerung bringen für solche Ratsentscheidungen wenig Verständnis auf. Der Jugend machen viele größere und kleinere Politiker massive Vorwürfe, weil sie gegen mancherlei Praktiken der Erwachsenen demonstrieren und auf die Barrikaden steigt. Wer ist in der Lage, angesichts derartiger Beispiele und Vorbilder, solche Vorwürfe noch als zu Recht erhoben zu bezeichnen?“

So gesehen ist der Fall König doch eine Geschichte.

Nina Grunenberg



Diskussion zwischen Arbeitern und Studenten: Veränderungen ja, Krawalle nein

## „Ich als Arbeiterkind...“

Sie verstehen die Studenten nicht — Fragen zum 1. Mai

Hamburg

Drei Männer, uniformiert wie Straßenbahnschaffner, bewachten die Einfahrt, händigten weiße Zettel aus, auf die Name, Begründung und Zweck des Betretens des Geländes eingetragen wurden, dann öffnete sich die weiß-rot lakkierte Schranke. „Politische Betätigung und Agitation sind auf dem Wertgelände verboten“, sagte ein höherer Angestellter. „Am 1. Mai, da ist eine Veranstaltung in ‚Planten un Blomen‘. Hier passiert nichts.“

Bei Blohm und Voss, Hamburgs traditionsreicher Werft, arbeiten achttausend Arbeiter und achtzehnhundert Angestellte. Was hatten sie für den 1. Mai vor? Was hielten sie von der Aufforderung der Studenten, zusammen auf die Straße zu gehen, die Gesellschaft zu verändern?

Ich wollte mit den Arbeitern sprechen, doch fünf Betriebsräte nahmen mich in ihre Mitte an einen runden Tisch. Sie sitzen sonst in ihren Betriebsbaracken und kümmern sich um die Rechte der Arbeiter. Sie tragen Anzüge, weiße Hemden und Krawatten. „Wir sind auch Arbeiter, ehemalige Arbeiter; wir kennen das alles, wir sind bei der Brotpreiserhöhung auch auf die Straße gegangen.“ Und: „Arbeitskampf ja, Klassenkampf nein, das ist vorbei. Wir sind konstruktiv, aufbauend, nicht zerstörerisch.“

Zwei Arbeiter, im Arbeitszeug, der eine Anfang Dreißig, der andere Mitte Fünfzig, setzten sich mit an den Tisch. „Die Studenten, die haben einen großen Fehler gemacht“, sagte der Ältere, „wenn die immer Krawall machen, Häuser anzünden und Autos umwerfen. Da sind vielleicht auch Autos von Arbeitern dabei, dann rechnet sich doch jeder aus, wie lange er hat arbeiten müssen, um sich ein Auto kaufen zu können. Damit verschmerzen sie sich die letzten Sympathien, dagegen ist jeder Arbeiter.“

Beim Stichwort „Studenten“ werden die Gesichter der Betriebsräte beweglich: „Am 1. Mai da gibt es vielleicht Prügel für die Studenten, aber nicht von der Polizei, sondern von den Arbeitern. Die Arbeitnehmerschaft will Veränderungen, Verbesserungen, aber keinen Krawall.“

„Die Studenten, die haben doch gar keine Qualifikationen, die wissen doch gar nicht, was in den Betrieben los ist. Da war mal jemand vom SDS hier, als Werkstudent, der hatte ein Klobau-Programm, um die Belegschaft zu gewinnen. Der kam gar nicht an.“

Nach Feierabend traf ich mich mit einigen Arbeitern in einer Kneipe nahe dem Hafen. Ich fragte, wie denn die Stimmung im Betrieb sei, ob am 1. Mai Arbeiter und Studenten zusammen auf die Straße gingen, was die Arbeiter von den Studenten hielten.

„Also“, fing einer an, „wenn ich das mal in Prozenten ausdrücken soll, dann sieht das so aus: etwa siebenzig Prozent der Arbeitnehmer sind uninteressiert, so lange genügend Überstunden gemacht werden können, sind bequem; dreißig Prozent sind organisiert, aber auch ziemlich bequem. Für die Studenten was übrig haben höchstens fünf Prozent, meist Unorganisierte oder alte Kommunisten.“

Dutschke ist für sie alle ein Kommunist („Meine ehrliche Meinung: er ist ein Dummkopf“). Fällt der Name, so denken alle an die DDR, wo es dem Arbeiter dort noch schlechter gehe als in der Bundesrepublik. „Ich als Arbeiterkind“, so sagte ein älterer Arbeiter, „ich habe schon einiges erlebt. Und wenn die Studenten alles zerstören wollen, im Namen der Arbeiter, da machen wir nicht mit. Das geht immer auf unsere Kosten, wir müssen das ja wieder aufbauen. Das war schon immer so, immer mußte der Arbeiter herhalten.“

Die anderen nickten mit dem Kopf. Für die

meisten waren die Studenten Leute, denen man mißtrauen muß, Leute, die so reden, daß man sie nicht versteht, Leute, die immer alles besser wissen („So dumm ist der Arbeiter auch nicht“), die immer bestimmen wollen, obwohl sie von der praktischen Seite des Lebens noch gar nichts verstehen. Und vor allem sind es Leute, die, wenn sie zu Ende studiert haben („Wenn sie die Groschen von uns nicht mehr brauchen“) und in einer guten Position sitzen, nichts mehr mit uns zu tun haben wollen, auf ihn herabzublicken.

„Wenn die Studenten uns wirklich helfen wollen, dann müssen sie zu uns kommen. Die könnten doch sagen: Also, Leute, wir haben in der Vergangenheit viele Fehler gemacht und euch gegenüber nicht immer richtig benommen. Wir wollen das jetzt begraben, wir wollen zusammenarbeiten. Wie können wir euch helfen, was habt ihr für Probleme?“

Sie finden, daß die Studenten recht haben, gegen Springer zu demonstrieren („Gegen den ist fast die ganze Belegschaft, aber ‚Bild‘ lesen sie doch, weil es nichts anderes gibt“), recht auch, an den Universitäten Krach zu machen.

Betriebe vergesellschaften? Davon hielten sie nichts. Man weiß ja inzwischen, wie so was aussieht. Unter Hitler habe man das ja auch gesehen. Es kämen andere Funktionäre, es gäbe keine Gewerkschaften mehr, und der Arbeiter wäre rechtloser als zuvor. Daß die Arbeiter die Leitung bestimmen könnten und Einfluß hätten, darüber konnten sie nur lächeln: „Jeder Mensch ist immer nur Ich-Mensch und wird versuchen, sich das beste Stück abzuschneiden und es auch zu behalten.“

„Vielleicht kann nur ein einzelner etwas verändern — von oben“

„Und am 1. Mai, da bleiben wir zu Hause.“


Gisela Steilly

# Ab Frankfurt spricht man bei TWA deutsch.

Auf unserem Flug nach Hongkong wechseln wir in Frankfurt unsere Crew.

Seien Sie also nicht überrascht, wenn an Bord deutsch gesprochen wird; denn das hat einen guten Grund — erstens ist unsere Crew frisch und ausgeruht, und zweitens verstehen wir uns besser.

Es ist eine Spezialität von uns, daß Sie sich wie zu Hause fühlen. So kann es sein, daß es Ihnen ein wenig leid tut, wenn Sie am Ziel sind — in Athen oder Tel Aviv oder Dhahran oder Bombay oder Bangkok oder in Hongkong. Aber das ist kein Grund zur Verzweiflung; denn die Rückreise mit TWA ist noch einmal genauso schön, der Service genauso gut, und wir sind genauso erfreut, Sie wieder an Bord zu haben. Fragen Sie den Berater in Ihrem IATA-Flugreisebüro — oder fragen Sie uns. Wir sprechen beide deutsch!

up up and away 

\*Service mark owned exclusively by Trans World Airlines, Inc.